

Mirjam Triendl-Zadoff

Unter Brüdern – Gershom und Werner Scholem

Von den Utopien der Jugend zum jüdischen Alltag
zwischen den Kriegen*

*[...] Versuche immer, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen!
Ein jüdischer Schädel ist stärker als die meisten Wände!
Bereite keine Taschentücher für deutsche Rotznasen, denn das
ist Aufgabe der sozialistischen Jugendbewegung!
Bekämpfe du den jüdischen Rotz!
[...] Sprich: „Diese sind Menschen!“, so du von der
sozialistischen Jugendbewegung hörst. Wachse und diese
werden deine Brüder sein!
Ehre den Mann Liebkecht! Sein Name sei das Symbol der
Unbedingtheit!*

Zur Unbedingtheit einer Jugend. Einige Regeln

Wenige Tage vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs schrieb Werner Scholem seinem Bruder Gerhard einen langen Brief, der den Entwurf für ein Konzept einer jüdischen Jugendbewegung enthielt: „Zur Unbedingtheit einer Jugend“.¹ Der Text war als Beitrag für „Die blauweiße Brille“ gedacht, eine Zeitschrift, die Gerhard Scholem zusammen mit Erich Brauer, einem Freund aus der zionistischen Jugendbewegung „Jung Juda“, herauszugeben plante.² Der damals 19jährige Werner bereitete sich gerade in Hannover auf das Abitur vor, wohin er geschickt worden war, nachdem die Eltern von seinem Engagement in der Berliner Arbeiterjugend erfahren hatten.³ Sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Gerhard besuchte währenddessen in Berlin das Gymnasium und lebte noch in der elterlichen Woh-

* Dieser Artikel entstand aus einem Forschungsprojekt, das von der Hanadiv Rothschild Foundation London gefördert wird.

¹ Brief vom 20.7.1914. National- und Universitätsbibliothek Jerusalem, Gershom Scholem Archiv (GSA).

² „Die blauweiße Brille“ erschien in den Jahren 1915 bis 1916 in kleiner Auflage und wurde in der Druckerei des Vaters lithographisch hergestellt. Heft 4, in dem Werner Scholems Text erscheinen sollte, kam allerdings nicht mehr zustande. Gershom Scholem: Von Berlin nach Jerusalem. Jugenderinnerungen. Erweiterte Ausgabe. Frankfurt am Main 1997, S. 76.

³ Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 46.



1 „Die blauweiße
Brille“, Nummer 1

nung. Trotz der geographischen Distanz blieben die beiden in engem Kontakt, wie Gershom Scholem sich in seiner Autobiographie erinnert: Während die beiden älteren Brüder, Reinhold und Erich, in seinen Erinnerungen nur kurz erwähnt werden, beschreibt er das Verhältnis zu Werner trotz aller Gegensätzlichkeit als nah und warm. Diese subjektive Darstellung prägt bis heute das Bild der Beziehung zwischen den beiden jüngeren Scholem-Brüdern, da Werner selbst wenige private Aufzeichnungen hinterließ, die nur in Auszügen veröffentlicht sind.⁴

⁴ Gershom Scholem: Briefe. Bd. 1. 1914–1947. Hg. von Itta Shedletzky. München 1989, S. 3–15. Betty Scholem/Gershom Scholem: Mutter und Sohn im Briefwechsel 1917–1946. Hg. von Itta Shedletzky. München 1989, S. 137–139 und S. 334–336.

Ein zeitweilig intensiver Briefwechsel zwischen den Brüdern, Korrespondenzen mit Familienmitgliedern und Freunden sowie Tagebuchaufzeichnungen des jungen Gerhard ergänzen dieses Bild: Sie zeigen ein Verhältnis, das nicht nur von den üblichen Komplexitäten einer Geschwisterbeziehung bestimmt war, sondern zugleich die Möglichkeitsräume jüdischen Lebens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts widerspiegelte. Dabei ging es neben der Entscheidung für unterschiedliche Ideologien, wie Gershom Scholem sie in Hinblick auf sich und seine drei Brüder als typische Entwicklung innerhalb des jüdischen Bürgertums beschrieben hatte,⁵ auch um die persönlichen Lebensentwürfe, die daran gebunden waren.

Werner Scholems Beitrag für „Die blauweiße Brille“ war durchaus ungewöhnlich. Zwei Jahre zuvor, 1912, hatte er noch Interesse für die zionistische Bewegung gezeigt und auch seinen jüngeren Bruder mit der Gruppe „Jung Juda“ in Kontakt gebracht, einem Kreis radikaler zionistischer Schüler, von denen einige aus assimilierten deutsch-jüdischen Familien stammten, während andere einen traditionellen osteuropäischen Hintergrund hatten.⁶ Eine Zeitlang waren die Brüder gemeinsam zu den regelmäßigen Treffen gegangen, bis Werner erklärte, er habe einen „weiteren umfassenderen Wirkungskreis“, nämlich die sozialistische Arbeiterjugend, gefunden.⁷ So war es recht erstaunlich, dass er noch im Jahr 1914 bereit war, für die Zeitschrift seines Bruders das Konzept einer jüdischen – und demnach nationalistischen – Jugendbewegung zu entwerfen. War er beeindruckt von dem Umstand, dass sich die geplante Zeitschrift und damit auch sein Bruder am revolutionären linken Rand des deutschen Zionismus verorteten? Möglicherweise. Vielleicht war die ideologische Ausrichtung des Jugendlichen auch einfach noch nicht in dem Maß ausgeprägt, wie es bald darauf der Fall sein sollte.

Mit dem Brief, den Werner Scholem am Vorabend des Ersten Weltkriegs an seinen Bruder geschrieben hatte, begann eine lange und ausführliche Korrespondenz, in der es kontinuierlich um die Handlungs- und Spielräume von Jugendbewegungen ging: Zwischen Berlin und Hannover, Halle, Jena, Bern und

⁵ Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 47. Vgl. dazu Michael Brenner: Jüdische Kultur in der Weimarer Republik. München 2000, S. 12.

⁶ Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 48 f.

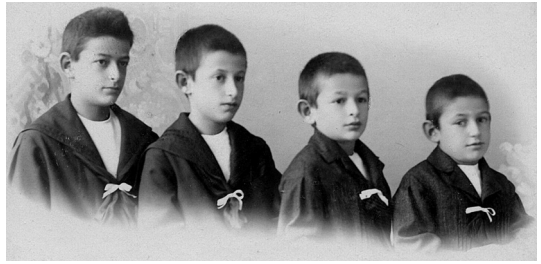
⁷ Ebd., S. 45 f.

München tauschten Gerhard und Werner Scholem Briefe aus, die freundschaftlich die möglichen Utopien diskutierten, die sich jüdischen Jugendlichen vor dem Ersten Weltkrieg boten.⁸

Während ihre beiden Brüder Erich und Reinhold, die im Druckereibetrieb des Vaters arbeiteten, dessen assimilatorische Haltung übernahmen oder sogar übertrafen, suchten Gerhard und Werner nach den revolutionären Alternativen der Zeit: Sozialismus, Zionismus und – allen voran – Pazifismus.⁹

Nicht zufällig hatte Werner in seinen im Juli 1914 formulierten „Regeln“ den Namen Karl Liebknechts erwähnt und erklärend für seinen Bruder hinzugefügt, wie wichtig ihm die Erwähnung desselben in der „Blauweißen Brille“ sei. Werner solidarisierte sich auf diese Weise mit einer kleinen Gruppe rund um Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die den Weltkrieg und die Kriegsbegeisterung innerhalb der SPD ablehnte. Er machte aus dieser Einstellung keinen Hehl, wie sich ein ehemaliger Schulkamerad in Gildemeisters Institut, einer Privatschule in Hannover, viele Jahre später erinnerte: „Nach der Kriegserklärung sahen wir uns zum letzten Mal“, schrieb Ernst Jünger im April 1975 an Gershom Scholem. „Wir meldeten uns bei Gildemeister ab, um uns in die Kasernen zu zerstreuen ... Ich kam an jenem Tage vom Friseur; er bemerkte das mit einem skeptischen Lächeln: ‚Vor dem Kampf salbt der germanische Jüngling das Haar.‘“¹⁰

In seinem Bruder, der sich öffentlich über die Zustimmung der deutschen Zionisten zum Krieg empörte, fand Werner einen der wenigen Verbündeten:¹¹ „Es ist heute schwer vorzustellen“, erinnerte sich Gershom Scholem an die Aufregung dieser Tage, „wie tief jedermann, auch wenn er diesen Ereignissen ganz negativ gegenüberstand, davon betroffen wurde.“



2 Die Brüder Scholem: Reinhold, Erich, Werner und Gerhard (von links nach rechts)

⁸ Es sind vor allem die Briefe Werners erhalten, leider liegen nur einige Antworten Gerhards vor.

⁹ Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 47.

¹⁰ Brief vom 20.4.1975. Jüdische National- und Universitätsbibliothek Jerusalem, GSA.

¹¹ Vgl. dazu: David Biale: Gershom Scholem. Kabbalah and Counter-History. Cambridge, MA/London 1982, S. 16–22.

Um mich herum schlugen Wellen der Kriegsbegeisterung hoch, auch in unserem Haus. Nur mit meinem Bruder Werner [...] fand ich mich in gemeinsamer Opposition zu allem, was vorging.“¹² Er begann sich daraufhin in seinen Briefen an Werner zusehends mit dem Sozialismus und Marxismus auseinanderzusetzen, was dieser ohne großes Erstaunen zur Kenntnis nahm: „[...] ich habe schon lange so etwas erwartet“, antwortete Werner im September 1914 lakonisch. „Jeder denkende Jude wird Sozialist.“¹³ Werner selbst zeigte wenig Interesse an den Vorschlägen seines Bruders, es doch noch einmal mit dem Zionismus zu versuchen. Er riet ihm statt dessen: „Kümmere dich lieber nicht um die Arbeiterbewegung, sie sieht nur von weitem grandios aus, und folge nicht etwa meinen Spuren. Man erleidet dabei Schiffbruch und wird zuletzt meschugge, was immerhin kein beseligender Zustand ist.“¹⁴ Trotz ihres übereinstimmenden Pazifismus reflektieren die Briefe der beiden Brüder sowohl in ihrem Inhalt als auch in ihrer Rhetorik bereits damals große Gegensätze: Die komplexen Argumente Gerhards stießen immer häufiger auf den politischen Pragmatismus Werners. Dennoch besuchte Gerhard in dieser Zeit zusammen mit Werner geheime Treffen sozialdemokratischer Kriegsgegner, die in einem Restaurant des Berliner Arbeiterviertels Rixdorf (Neukölln) stattfanden.¹⁵ In seinem Tagebuch äußerte Gerhard daraufhin Anfang des Jahres 1915 leise Zweifel am Zionismus: „Entfremdung zwischen mir und den Jung-Jüdäern wird seit meinem Übergang zu den Rixdorfer Verschwörern immer fühlbarer.“¹⁶

Nicht nur der Widerstand gegen den Krieg vereinte die unterschiedlichen Brüder – auch die gemeinsame Opposition ihrem despotischen Vater gegenüber brachte sie einander immer wieder nahe. Werner war von jeher ein aufmüpfiger Sohn gewesen und hatte Konflikte mit dem Vater nicht gescheut. Als er sich nach Kriegsausbruch weigerte, sich freiwillig zum Kriegsdienst zu melden, kam es zu einer großen Auseinandersetzung mit Arthur Scholem.

¹² Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 59.

¹³ Brief vom 8.9.1914. Scholem: Briefe. Bd. 1, S. 6.

¹⁴ Brief vom 8.9.1914. Scholem: Briefe. Bd. 1, S. 10.

¹⁵ Tagebucheintrag vom 20.1.1915. Gershom Scholem: Tagebücher nebst Aufsätzen und Entwürfen bis 1923. Halbbd. 1. 1913–1917. Hg. von Karlfried Gründer, Herbert Kopp-Oberstebrink und Friedrich Niewöhner. Frankfurt am Main 1995, S. 79.

¹⁶ Ebd., S. 88.

Im Jahr 1915 wurde er schließlich zur Armee eingezogen und nahm, nachdem er eineinhalb Jahre später verwundet nach Deutschland zurückgekehrt war, am 27. Januar 1917, dem Tag der offiziellen Kaisergeburtstagsfeier, nicht nur an einer Antikriegsdemonstration teil, sondern tat dies auch noch in Uniform. Er sollte daraufhin des Landesverrats angeklagt werden, und es kam, wie Gershom Scholem sich erinnerte, in Abwesenheit Werners zu einer „fürchterlichen Szene am Mittagstisch“, in deren Folge auch er selbst des Hauses verwiesen wurde. Der Vater erklärte, er habe nun endgültig genug, „Sozialdemokratie und Zionismus – alles dasselbe, kriegsgegnerische und deutschfeindliche Umtriebe, die er in seinem Haus nicht weiter dulden würde“.¹⁷

Der unwiderrufliche Bruch zwischen Arthur und Werner Scholem, nachdem der Vater entschieden hatte, seinen Sohn nicht nur zu enterben, sondern auch nie wieder zu treffen, ereignete sich aber erst nach dessen Hochzeit.¹⁸ Werner hatte sich bereits zu Weihnachten 1913 mit Emmy Wiechelt verlobt, einer jungen Frau, die aus einer nichtjüdischen Familie des Hannoveraner Arbeitermilieus stammte und ebenfalls in der SPD aktiv war. Gerhard wurde als einziges Mitglied der Scholem-Familie, freilich erst Monate später, über die Verlobung informiert, und auch das nur, weil Werner in die Wohnung seiner zukünftigen Schwiegermutter zog.¹⁹ Anlässlich der Hochzeit, die vier Jahre später, am Silvesterabend des Jahres 1917 stattfand, war Gerhard der erste aus dem Kreis der Familie, der brieflich gratulierte.²⁰ Er lernte seine Schwägerin bald darauf kennen und schätzte sie sowohl persönlich als auch intellektuell sehr.²¹ Im Oktober 1918, Werner befand sich noch in der Armee, ließ Emmy ihm – wieder als einzigem Familienmitglied – eine überraschende Nachricht zukommen: „Du musst entschuldigen, dass ich noch nicht eher auf deine Karte zurückgekommen bin, aber du hattest es schlecht getroffen, denn ich war krank, d.h.



3 Werner Scholem, 1915

¹⁷ Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, S. 92 f.

¹⁸ Ebd., S. 34. Testament Arthur Scholem. Nachlass Emmy und Werner Scholem, Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hannover. Ich danke Renne Goddard herzlich für die Genehmigung, den Nachlass ihrer Eltern einzusehen. Michael Buckmiller sei für seine freundliche Hilfe bei der Arbeit mit demselben gedankt.

¹⁹ Brief vom 22.9.1914. Scholem: Briefe. Bd. 1, S. 15.

²⁰ Brief vom 5.2.1918, Nachlass Emmy und Werner Scholem.

²¹ Brief vom 10.4.1919. Gershom Scholem: Briefe an Werner Kraft. Frankfurt am Main 1986, S. 106 f.



Gen. Scholem spricht z. Antikriegs-Tag in
Potsdam.

z. S. 1925

4 Werner Scholem,
Berlin 1925

nicht eigentlich krank, ich habe *nur* ein kleines Mädchen gekriegt, ein zierliches schwarzes Ding, ein ganzer ‚Scholem‘ [...] Eigentlich sollte es niemand erfahren, aber es ging mit mir durch und bei Dir ist es ja gut aufgehoben.“²²

Zu dieser Zeit, gegen Ende des Ersten Weltkrieges, begann das Verbindende zwischen den beiden Brüdern abzunehmen und die Entfremdung zu wachsen. Bereits im März desselben Jahres hatte Gerhard in seinem Tagebuch notiert: „Es ist doch eigentlich traurig, aber ich muß es einsehen: zwischen uns klafft eine riesige ewige Kluft, die nicht zu überwinden ist. Er lebt auf einer Sphäre, die ich verwerfe, verwerfe, verwerfe. Wäre er nicht mein Bruder, ich würde niemals mit ihm in Verbindung treten. [...] Werner genügt es, als Demagoge berühmt zu sein. Er ist im schlimmsten

Sinne politisch. Es ist traurig. Man lebt mit einem Fremden.“²³

Im darauf folgenden Dezember formulierte er seine Enttäuschung noch drastischer: „Zwischen uns stehen Berge von Unbekanntschaft, freilich: *was* soll bei ihm noch überstiegen werden? Ihn beherrschen im letzten Innern furchtbare dämonische Gesetze. Aber wir werden sterben, ohne miteinander gesprochen zu haben.“²⁴

Dieser Entwicklung lagen nicht nur die verschiedenen Ideologien zu Grunde, die sich inzwischen auf beiden Seiten verfestigt hatten. Den Utopien folgten Lebensentwürfe, die sich zusehends voneinander unterschieden, und ein jeweils anderer Alltag, der brieflich nicht vermittelt- oder erklärbar war. Gerhard, der für untauglich erklärt worden war, hatte die letzten Kriegsjahre in der Schweiz verbracht, wo er dank der finanziellen Unterstützung seiner Eltern studierte. Anschließend zog er

²² Brief vom 14.10.1918, Nachlass Emmy und Werner Scholem.

²³ Tagebucheintrag vom 4.3.1918. Gershom Scholem: Tagebücher nebst Aufsätzen und Entwürfen bis 1923. Halbbd. 2. 1917–1923. Hg. von Karlfried Gründer, Herbert Kopp-Oberstebrink und Friedrich Niewöhner unter Mitwirkung von Karl E. Grözinger. Frankfurt am Main 2000, S. 147.

²⁴ Tagebucheintrag vom 29.12.1918. Scholem: Tagebücher. Halbbd. 2, S. 427.

nach München, widmete sich dem Studium der jüdischen Mystik und schrieb seine Dissertation über das Buch Bahir. Er bewohnte dort ein großes Zimmer in unmittelbarer Nähe zur Universität und gegenüber der Akademie der Künste, in dem ausreichend Platz für seine stetig wachsende Bibliothek war und das von einem Dienstmädchen sauber gehalten wurde.²⁵ Währenddessen lebte Werner mit seiner Familie in sehr einfachen Verhältnissen im Arbeiterviertel Hannover-Linden und arbeitete in der Redaktion des Braunschweiger „Volksfreundes“. „Das Studium habe ich also, wohl oder übel, an den Nagel hängen müssen“, schrieb er im Februar 1919 an seinen Bruder, „da ich kein Geld zum studieren habe und mich bei den jetzigen Verhältnissen keinesfalls, auch nicht mit Hilfe meiner Frau in einer Universitätsstadt über Wasser halten könnte. [...] Auf mir ruht die ganze Last der Agitation in Hannover, denn ich bin der einzige Referent, sodass ich also vormittags als mein eigener Berichterstatter, nachmittags als Redakteur und abends als Redner tätig sein muss.“²⁶

Aus den folgenden Jahren sind keine Briefe von den Brüdern mehr erhalten, vermutlich brach ihre Korrespondenz ab. Gerhard besuchte Werner noch einige Male in Halle und Berlin, bevor er nach Palästina auswanderte. Werner hingegen machte Karriere in der USPD und später in der neu gegründeten KPD, arbeitete in den Redaktionen des Halleschen „Volksblatts“ und der „Roten Fahne“ und wurde als jüngster Abgeordneter in den Preußischen Landtag und später in den Reichstag gewählt. Mitte der Zwanziger Jahre war er zu einem bekannten Politiker und zum zentralen Protagonisten der ultralinken, antistalinistischen Opposition aufgestiegen. Im Jahr 1926 nahm die Karriere des gerade 30jährigen ein abruptes Ende, als die linke Führung der KPD abgesetzt und er aus der Partei ausgeschlossen wurde.²⁷ In einem langen Brief, dem ersten erhaltenen Schreiben nach Abbruch der Korrespondenz im Jahr 1919, erläuterte Werner seinem Bruder diese Ereignisse.²⁸ Er fügte dem Brief nur wenige persönliche Worte bei und schrieb

²⁵ Brief vom 5.11.1919. Scholem/Scholem: Mutter und Sohn, S. 86.

²⁶ Brief vom 7.2.1919. Jüdische National- und Universitätsbibliothek, GSA.

²⁷ Michael Buckmiller/Pascal Nafe: Die Naherwartung des Kommunismus – Werner Scholem. In: Judentum und politische Existenz. Siebzehn Porträts deutsch-jüdischer Intellektueller. Hg. von Michael Buckmiller, Dietrich Heimann u. Joachim Perels. Hannover 2000, S. 66–73.

²⁸ Brief, Berlin 1916. Scholem/Scholem: Mutter und Sohn, S. 137–139.

nichts von seiner Absicht, sich nun aus der Politik zurückzuziehen und dem Abschluss seines Jurastudiums zu widmen.

Der nächste erhaltene Brief Werner Scholems an seinen Bruder, datiert vom 5. Oktober 1933, entstand während seiner Untersuchungshaft in Berlin Moabit. Noch in der Nacht des Reichtagsbrandes war er verhaftet und, obwohl kurz darauf freigelassen, Ende April zusammen mit seiner Frau neuerlich festgenommen und des Hochverrats beschuldigt worden. Im Gefängnis erfuhr Werner durch die Mutter, dass sein Bruder an der Hebräischen Universität eine Professur für jüdische Mystik erhalten hatte: „Du hast etwas erreicht, weil Du darauf verzichtet hast, etwas in Deutschland werden zu wollen“, schrieb er ihm daraufhin. „Wenn Du hier Professor geworden wärst, so könntest Du jetzt auch auf Wanderschaft ziehen wie so mancher meiner Bekannten und juristischen Lehrer. Über mein Schicksal wirst Du ja von Mutter gehört haben. Ich bin in doppelter Weise getroffen, als Jude und als ehemaliger Politiker.“ Sein Rückzug aus der Politik habe nichts daran geändert, dass er als ehemaliger kommunistischer Politiker zu den ersten Inhaftierten gehörte und zusammen mit Emmy nun schon fast ein halbes Jahr im Gefängnis saß. Er habe diese Entwicklung bereits vorausgesagt, als Gershom ein Jahr zuvor zum letzten Mal nach Deutschland gekommen war, und man habe ihn als Pessimisten bezeichnet. Und so schloss Werner den Brief an seinen Bruder: „Mit vielen Grüßen verbleibe ich, Dein Bruder Hiob.“²⁹

Emmy Scholem wurde mit Hilfe von Beziehungen aus der Haft entlassen und konnte gemeinsam mit ihrer Tochter Edith über Prag nach London fliehen. Ihre jüngere Tochter, Renate, wurde währenddessen bei den Großeltern in Hannover versteckt und erst später nach England gebracht. Nach zwei Jahren Untersuchungshaft wurde auch Werner Scholem 1935 freigesprochen – und unmittelbar darauf im KZ Torgau inhaftiert. Ein Jahr später, im März 1936, erhielt er offiziell die Genehmigung, mit seiner Familie in Palästina einzureisen, und berichtete seiner Frau in London darüber.³⁰ Doch kurz darauf erfuhr Gershom Scholem, auf dessen Bemühungen diese Entwicklung zurückging, bereits vom endgültigen Scheitern des Plans: Im letzten Moment hatte sich herausgestellt, dass Werner keine

²⁹ Brief vom 5.10.1933. Scholem/Scholem: Mutter und Sohn, S. 334–336.

³⁰ Brief vom 24.3.1936. Nachlass Emmy und Werner Scholem.

Ausreisegenehmigung erhalten würde. Gershom Scholem, der Walter Benjamin regelmäßig und unter dem Siegel der Verschwiegenheit über seine Versuche, Werner nach Palästina zu bringen, berichtet hatte, schrieb daraufhin an seinen Freund: „Göbbels braucht ein paar Juden dort, an denen er zeigen kann, daß er den Bolschewismus zertreten hat, und dazu ist anscheinend u.a. mein Bruder ausersehen. [. . .] Die Schweine hatten meinem Bruder schon mitgeteilt, daß er frei käme [. . .].“³¹ Werner Scholem wurde kurz darauf nach Dachau und später nach Buchenwald deportiert, wo er am 17. Juli 1940 ermordet wurde.

Sein Leben lang blieb Gershom Scholem in engem Kontakt mit seiner Schwägerin und seinen Nichten. Während Edith und Renate in London blieben, kehrte Emmy Scholem nach dem Krieg allein nach Deutschland zurück, wo sie schließlich im jüdischen Altersheim in Hannover lebte und arbeitete: „Im heutigen Deutschland“, schrieb sie 1967 an Gershom Scholem und seine Frau Fania, „kann man nur in einer jüdischen Community leben.“³² Zwei Jahre vor ihrem Tod, 1968, im Alter von 72 Jahren, trat die ehemalige Kommunistin, die nach ihrer Flucht nach London im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatte, zum Judentum über und nahm den Namen Mirjam an.³³ In einem ihrer letzten Briefe an Gershom Scholem schrieb sie: „Wie gläubig und mutig zogen wir aus um unsere Ideale zu verwirklichen, Du das Deine, wir das unsere. Es wäre so viel leichter, die Opfer zu verschmerzen, wenn wir Erfolg gehabt hätten. O, es sind grosse Erfolge zu verzeichnen, aber dennoch nicht die, die wir gewünscht und erwartet haben. Die Erfolge waren uns schon, als Werner noch lebte, als wir den Beginn dieser Erfolge sehen konnten, fremd und unerwünscht. Eine neue Jugend scheint sich zu entwickeln. Vielleicht wird sie eines Tages den Weg beschreiten, den wir gegangen sind und vielleicht werden dann unsere Enkel und Urenkel dort weiterkämpfen, wo wir geschlagen wurden.“³⁴

³¹ Brief vom 19.4.1936. Walter Benjamin/Gershom Scholem: Briefwechsel 1933–1940. Hg. von Gershom Scholem. Frankfurt am Main 1980, S. 216f.

³² Brief vom 7.2.1967. Jüdische National- und Universitätsbibliothek Jerusalem, GSA.

³³ Brief vom 12.4.1968. Jüdische National- und Universitätsbibliothek Jerusalem, GSA.

³⁴ Brief vom 3.12.1968. Jüdische National- und Universitätsbibliothek Jerusalem, GSA.

Die Ideale der Jugendlichen von damals, Emmys, Werners und Gerhards Glauben an ihre Utopien lagen nun in der Vergangenheit. Die gemeinsame Opposition der Brüder gegen den Nationalismus des Krieges und das assimilatorische Deutschtum des Vaters hatte sie eine Zeitlang eng aneinander gebunden,³⁵ die Realität des Alltags, als sich ihre Utopien auf unterschiedliche Weise zu verwirklichen begannen oder enttäuscht wurden, wieder voneinander entfernt. So war es wohl kein Zufall, dass Gershom Scholem seine „Jugenderinnerungen“ unter den vielen Freunden und Bekannten, die er im Laufe seines Leben getroffen und verloren hatte, dem Andenken seines Bruders Werner widmete.

BILDNACHWEIS
Abb. 2 u. 3: Jüdische
National- und Universitäts-
bibliothek Jerusalem,
Gershom Scholem Archiv.
– Abb. 4: Renee Goddard,
London.

³⁵ Vgl. dazu Buckmiller/Nafe: Die Naherwartung des Kommunismus, S. 65; Michael Löwy: Erlösung und Utopie. Jüdischer Messianismus und libertäres Denken. Berlin 1994.